

Philosophischer Sprechsaal.

Das Fundamentalprincip aller Wissenschaften.

Hoffentlich ist mir gestattet, zu dem unter obiger Ueberschrift im „Philosophischen Jahrbuch“¹⁾ erschienenen sehr dankenswerthen Aufsätze einige Bemerkungen zu machen, die nicht sowohl auf eine Kritik, als vielmehr auf eine Weiterführung des angeregten wichtigen Themas abzielen.

Die unterste Frage, von der alle wissenschaftliche Untersuchung ihren Ausgang zu nehmen hat, ist ohne Zweifel die: ob der Mensch ein Erkenntnißvermögen besitze oder nicht. Besitzt er keines, dann ist nicht nur keine Wissenschaft möglich, sondern wir sind dann nicht berechtigt, auch nur irgend einen Satz aufzustellen, da ja jeder Satz irgend eine Erkenntniß zum Ausdruck bringen will. Auch der Satz des Widerspruchs („Idem non potest et esse et non esse“) ist hiervon nicht ausgenommen; er drückt eine Einzelerkenntniß aus und bleibt daher zweifelhaft, so lange das Erkenntnißvermögen überhaupt in Frage steht.

Nun aber kann glücklicher Weise das menschliche Erkennen gar nicht ernsthaft in Zweifel gezogen werden, und thatsächlich geschieht dies auch von Niemanden. Selbst der ärgste Skeptiker leugnet das Erkennen grundsätzlich nicht, wenn er auch dessen Sicherheit bestreitet, und der verschrobenste Idealist thut nichts weiter, als dass er das Erkennen einschränkt auf das innere Gebiet, auf die sog. Thatfachen des Bewusstseins. Fraglich ist also immer nur, wie weit das Erkennen reiche.

Diese Frage, welche nächst obiger die Fundamentalfrage aller Wissenschaften bildet, scheint schwierig, aber sie wird immer einfacher, je einfacher man sie hinstellt, d. h. je mehr man sie von den verwirrenden Zuthaten und Nebensachen befreit; ja sie wird schliesslich so einfach, dass sich ihre Lösung ganz von selber, ganz mit dem Zwang und der Sicherheit ergibt, wie die Lösung obiger Frage.

Fragt mich Jemand, wie weit das „menschliche“ Erkennen reiche, so werde ich ihn bitten, ganz concret zu fragen nach seinem eigenen Erkennen. Denn die übrigen Menschen gehen ihn zunächst noch gar nichts an; ihr Erkennen mag weiter, vielleicht auch nicht so weit reichen wie das seinige; vom eigenen Erkennen hat der Forscher auszugehen, ja man darf sagen, dass er von Anfang

1) IV. Band (1891) S. 161 ff., 375 ff.

bis zu Ende nur sein eigenes Erkennen zu bethätigen hat. Fragen also muss er mich: wie weit reicht mein Erkennen?

Aber auch so ist mir die Frage noch viel zu weitschweifig. Sie mag später gelöst werden, wenn sie überhaupt zu lösen ist. Einstweilen muss ich darauf bestehen, dass er seine Frage einschränkt auf einen ganz bestimmten Fall, dass er also fragt: erkenne ich *hic et nunc*? Denn aus den Einzelerkenntnissen setzt sich ja schliesslich der ganze Complex, das ganze Gebiet des Erkennens zusammen.

Fragt er mich nun aber: erkenne ich *hic et nunc*, so sieht wohl Jeder, welche Antwort ich ihm da zu geben habe. Nämlich keine. Ich werde ihm nicht sagen: wenn dir die betreffende Sache „evidirt“, dann erkennst du, und dann kannst du dich auf die Wahrheit des Erkannten verlassen, sondern ich werde es ihm überlassen, sich die Antwort selber zu geben. Factisch gibt er sie sich ja auch selber, so dass er mit Bedacht seine Frage gar nicht stellen kann; denn wenn er eine Sache für „evidirt“ erklärt, so sagt er ja damit, dass er sie erkenne und dass er sich auf ihre objective Wahrheit verlasse. Thut er letzteres etwa nicht, so wird er (dem herrschenden Sprachgebrauche gemäss) auch nicht sagen können, dass ihm die Sache „evidire.“

Doch weiter. Sind wir denn unfehlbar? Kann es nicht vorkommen, dass etwas Evidentes dennoch thatsächlich falsch ist?

Meines Erachtens würde es fatal sein, wenn man darauf die Antwort geben müsste: nein, das kann nicht vorkommen; „*quod evidens est, nunquam potest esse falsum*“, und „*falsum nunquam potest esse evidens*“ (Tongiorgi). Zu dieser Antwort ist man aber auch nur dann genöthigt, wenn man die Evidenz zum Kriterium der Wahrheit macht. Man nimmt dann dem Fragenden die ganz ausschliesslich ihm obliegende Pflicht und Befugniss der Antwort ab und ladet sie ungehöriger Weise auf die eigenen Schultern.

Uebrigens aber würde, so scheint mir, auch diese, von der mangelnden Unfehlbarkeit hergenommene, auf den ersten Anschein so verwirrende Einrede alles Gewicht verlieren, wenn man sie aus der unbestimmten Allgemeinheit des „menschlichen“ Erkennens herausnehmen und nicht nur auf das „eigene“ Erkennen, sondern auch noch weiter restringiren wollte auf einen ganz bestimmten Einzelfall. Nehmen wir z. B. die Sätze, dass der Theil immer kleiner sei als das Ganze, oder dass Nichts zugleich sein und nicht sein könne, so darf man doch wohl fragen: welcher vernünftige Mensch wird diese Sätze auf den Grund hin beanstanden; dass er nicht unfehlbar sei? Nun aber steht es ja Jedem frei, nur solche Dinge, die in seinen eigenen Augen die gleiche Sicherheit besitzen, für sicher auszugeben, alles Uebrige aber als seine „Ansicht“ oder „Meinung“ hinzustellen. Ohne Zweifel würde die Wissenschaft bei einem so vorsichtigen Vorgehen nicht schlecht fahren; all die Abgeschmacktheiten, an denen die neuere Philosophie so reich ist, und die doch so zuversichtlich auf-treten, fielen dann weg.

Worin übrigens diese Abgeschmacktheiten ihre eigentliche Wurzel haben, das meine ich bei früherer Gelegenheit hinlänglich klar gezeigt zu haben.¹⁾ Sie

¹⁾ Vgl. ‚Phil. Jahrb.‘ II. Band (1889) S. 410 ff.

wurzeln in der modernen „Kritik“, die darin besteht, dass man die Aussprüche des menschlichen Erkennens erst nach Prüfung des erkennenden „Apparates“ will gelten lassen, während umgekehrt der alte „Dogmatismus“ verlangt, dass am Erkennen festgehalten werde, bis es als irrig nachgewiesen ist. Hier also verlangt man den Nachweis des Irrthums, dort den der Wahrheit: das ist der Unterschied zwischen der alten und der durch Kant inauguirten neuen Forschungsmethode. Offenbar läuft letztere auf nichts Geringeres hinaus, als auf die totale Leugnung des menschlichen Erkenntnisvermögens, während der Dogmatismus das Erkenntnisvermögen einfach gelten lässt. Ist dem so, dann darf man wohl den Dogmatismus als das „Fundamentalprincip aller Wissenschaften“, die Kritik aber als den Tod aller Wissenschaften oder das Fundamentalprincip der heute in der Philosophie herrschenden Verirrung und Verwirrung bezeichnen.

Isenkrahe, Pfarrer.

Zum Abschluss der Polemik über die chemisch-physikalische Atomtheorie.

Herr Dr. Schneid gibt in seiner Entgegnung¹⁾ zu, dass die chemisch-physikalische Atomtheorie keinen Widerspruch enthalte, dasselbe, was ich in meinem Artikel darzuthun suchte. Diese Erklärung kann genügen, um die Sachlage zu kennzeichnen; ich verzichte daher, gerne einem Wunsche der geschätzten Redaction entsprechend, auf die weitere berechnete Abwehr, die ich noch in Absicht hatte. Ich wollte nämlich noch die Kritik besprechen, welcher von S. einige chemische und physikalische Erklärungen in der „Widerlegung des Atomismus“, (Naturphilos. S. 64–80) unterzogen werden. Es wird ja auch ohne persönliche Polemik, die immer einen etwas bitteren Beigeschmack hat, möglich sein, etwas dazu beizutragen, dass die specifisch chemisch-physikalischen Ansichten und etwa angrenzende oder daran sich anlehrende Meinungen mit der erwünschten Klarheit auseinandergehalten werden.

Das möchte ich zum Schlusse noch ausdrücklich hervorheben und betonen, dass meine Artikel nicht ein Angriff waren, sondern Abwehr von Vorwürfen, oder wenn dieser Ausdruck beanstandet werden sollte, eine nothwendige Klarstellung vorliegender Missverständlichkeiten.

Mariaschein in Böhmen.

A. Linsmeier S. J.

¹⁾ S. „Phil. Jahrb.“ IV. Band (1891) S. 430 ff.